

Der Hausfreund

Unterhaltungs-Beilage

zur

Deutschen Rundschau

Nr. 266.

Bromberg, den 19. November

1933

Ein Mann springt in die Spree!

Roman von Nikolaus Wesel.

Urheberrecht für (Copyright 1933 by)

Verlag Knorr & Hirth G. m. b. H., München.

(19. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

VIII.

Am nächsten Tag wartete Freese vergebens auf das Antwortkabel aus Kanada.

Gegen elf Uhr am übernächsten Vormittag rückte Belzeff an. Er strahlte Sonnenschein aus, seine Miene war verklärt, um seine Gestalt war Glanz des Siegers, Kleidung, Schuhe, Krawatte, alles an ihm schien zu funkeln. Er schwamm in einer Atmosphäre von Triumph.

„Es ist so gut wie perfekt! So gut wie abgeschlossen, erledigt! Ich gratuliere Ihnen, mein lieber Stuckering“, verkündete er; es war ein Fanfarenstoß.

„Was ist abgeschlossen? Und wozu beglückwünschen Sie mich?“ erkundigte sich Freese verständnislos und nicht allzu freundlich.

„Sie fragen noch? Wir werden die Majorität von „Schönhorn“ bekommen! Der Beschluß des Aufsichtsrates liegt bereits vor. Die Generalversammlung ist nur noch eine Formsache. Die Finanzierung geht in Ordnung. Sie werden Vorsitzender des neuen Aufsichtsrates, der gewählt werden wird. Ist das nicht großartig? Sie brauchen bloß Ihre Unterschrift zu leisten.“

Freese setzte sich breit hin. Es tat ihm fast ein wenig leid, die Siegestimmung Belzeffs dämpfen zu müssen, allein es hatte keinen Sinn, ihn länger im unklaren zu lassen. So erklärte er denn unumwunden: „Ich fürchte, daran wird es scheitern. In dieser Unterschrift nämlich. Ich werde sie nicht geben.“

Belzeff schnappte nach Luft. Sein Redefluß schien plötzlich versiegt. Es dauerte einige Minuten, ehe er sich gefaßt hatte. Dann brach er los: „Sagen Sie mal, Verehrtester, sind Sie ernsthaft übergeschnappt? Oder was ist sonst mit Ihnen los? Wollen Sie sich über mich lustig machen? Sie werden selbstverständlich unterschreiben und dieses grandiose Geschäft nicht gefährden. Sie haben keine Ahnung, was das besagt: die Majorität von „Schönhorn“! Das ist ein Schatz, eine Goldquelle, etwas einzig Dastehendes! Wenn nicht zufällige Umstände im günstigen Sinn für uns mitgewirkt hätten, so wäre diese Transaktion nie zustande gekommen. Wollen Sie Ihrem Glück ins Gesicht schlagen?“

„Ich bezweifle nicht, lieber Herr Belzeff, daß dieser Aktienbesitz sehr wertvoll ist. Aber man kann nicht etwas kaufen, mit geborgtem Gelde kaufen, wenn man überzeugt ist, daß man die Gläubiger nie wird bezahlen können.“

„Ach, die alte Leier! Lassen Sie diesen Quark endlich beiseite! Ich habe Ihnen schon mehrmals gründlich auseinandergesetzt . . .“

„Ja, das haben Sie — nur ist inzwischen ein Umschwung eingetreten, Herr Belzeff. Heute weiß ich, daß es mit der Erbschaft faul steht.“

Mißtrauisch blinzelte ihn Belzeff an. „So? Und woher wissen Sie das?“

„Ich habe mich erkundigt.“ Daß er noch keine Antwort hatte auf seine Anfrage, verschwieg er. Keine Antwort ist auch eine Antwort, kalkulierte er.

Belzeff halte seine beiden fleischigen Hände zu Fäusten und reckte sie verzweifelt empor: „Er hat sich erkundigt! Bin ich jemals neugierig gewesen? Behalten Sie Ihre Weisheit für sich, Sie menschgewordene Einfalt Sie! Wenn man nicht gefragt wird, hält man die Klappe.“

„Und läßt es zum Skandal kommen.“

„Nein, das läßt man nicht, wenn man nicht auf den Kopf gefallen ist!“ Belzeff beruhigte sich ein wenig und versuchte, in seinen Ton sanfte Nachsicht zu legen, als ob er mit einem Kinde spräche. „Haben Sie schon einmal von der Weltwirtschaftskrise gehört?“

„Was hat das damit zu tun?“ fragte Freese erstaunt dagegen.

„Haben Sie auch davon gehört, daß dieser Zustand zum großen Teil auf eine Krise des Vertrauens zurückzuführen ist, das heißt: des mangelnden Vertrauens?“

Freese nickte.

Jetzt war Belzeff wieder in freiem Fahrwasser. „Also sehen Sie, Liebster: das erste und wichtigste ist das Vertrauen, der Glaube an eine Sache. Was hinter der Sache selbst steckt, ist beinahe nebensächlich. Das klingt paradox, ist es aber nicht. Solange wir an den Wert einer beliebigen Banknote glauben, auch wenn sie durch Gold nur ganz unzulänglich gedeckt ist, hat sie eben den Wert von soundsoviel, sie erfüllt ihre Funktion und alles geht glatt. Wenn nun Leute kämen und ein großes Geschrei erheben würden: diese Banknote sei wertlos, dann müßte eine Katastrophe entstehen und alle hätten nur unabsehbaren Schaden. Ihre Erbschaft ist wie eine Banknote. Wir arbeiten mit ihr, als ob sie vorhanden wäre — wobei trotz Ihrer so bedeutungsvollen Nachrichten keineswegs gesagt sein soll, daß sie nicht vorhanden ist! — und man macht Geschäfte. Ich habe Bürgschaften für Sie übernehmen müssen, ich selbst habe mich engagiert, ich habe mehr Vertrauen als Sie. Und ich weiß auch, warum.“ Belzeff senkte seine Stimme zum Flüster-tone herab: „Weil die „Schönhorn“-Majorität von uns längst wieder weiterverkauft sein wird, wenn der Kredit zu decken ist. Verstehen Sie? Natürlich mit Gewinn verkauft! Also werden Sie jetzt unterschreiben?“

„Herr Belzeff . . .“

Der ließ ihn aber nicht zu Wort kommen. „Oder halten Sie es für sinnvoller, den Mann zu spielen, der schreit: die Banknote ist wertlos? Ein Unterschied allerdings würde bestehen: diesen Kerl würde man nämlich ins Irrenhaus stecken, Sie jedoch, mein Bester — nun, ich weiß nicht, Sie haben ja eigentlich nichts begangen, aber einige Unannehmlichkeiten könnten Ihnen dennoch erblühen. Und wenn Sie schreien, darf ich notgedrungen auch nicht still bleiben — keine schöne Situation, nicht wahr? Verlockt Sie das?“

Freese lachte: „Nicht im geringsten! Aber . . .“

„Und Sie laufen kein Risiko! Nicht einmal ein moralisches. Solange nicht unwiderlegliche Beweise in Ihren Händen sind, sind Sie außer Döligo. Haben Sie die?“

„Das nun gerade nicht, aber . . .“

„Still! Nicht mehr reden als notwendig! Solche Beweise haben Sie nicht. Sie werden also Ihre Unterschrift geben, sobald es so weit ist, und es wird schon in ein paar Tagen so weit sein!“

„Geben Sie mir also bis dahin noch Bedenkzeit! Aber ich kann Ihnen heute schon sagen, ich werde nicht unterschreiben!“ Freese wurde ungeduldig. In eine ganz unmögliche Situation war er gekommen. Wenn ihm die Rücksicht auf Sylvia vorläufig nicht die Zunge gebunden hätte, dann hätte er Belzeff schon jetzt reinen Wein eingeschenkt. So mußte er sich damit begnügen, Zeit zu gewinnen.

„Bedenkzeit, Bedenkzeit!“ brauste Belzeff auf. Aber dann gab er nach. Er war überzeugt, daß dieser Bruder Eigensinn zuletzt ein Einsehen hatte, denn er müßte doch verrückt sein, wenn er ein solches Geschäft ausschlug! Gönnerhaft schlug er Freese auf die Schulter, wobei er sich ein wenig strecken mußte, denn der andere war um gut einen Kopf größer. „Also gut, Bedenkzeit! Einverstanden! Es sind ja noch verschiedene Formalitäten zu erledigen. Aber der Teufel soll Sie holen Verehrtester, wenn Sie dann auch noch Schwierigkeiten machen! Es ist doch das anständigste und sauberste Geschäft von der Welt!“

„Wenn es mit der Erbschaft nicht Eßig ist —“ warf Freese spöttisch ein.

Aber von der Erbschaft wollte Belzeff nichts hören. „Glaubte er selbst nicht mehr daran? „Kommen Sie, fahren Sie mit mir in die Stadt, ich habe Eile. Ich möchte mit Ihnen noch einiges besprechen.“

Im Wagen fuhr Belzeff fort, auf ihn einzureden. „Liebster Freund, Sie müssen doch zugeben, Sie sind ein gemachter Mann! Nun, und wer hat Sie gemacht? Ich!“

„Ich würdige das durchaus, Herr Belzeff!“ gab Freese um des lieben Friedens willen zu.

„Sehen Sie! Und darum werden Sie gut tun, auf meine Ratsschläge weiter zu hören. Sie müssen ein wenig aus sich heraus, sich in der Öffentlichkeit zeigen, etwas darstellen! Sie haben eine schöne Frau, warum verstecken Sie sie? Setze an Seite mit dieser Frau in einer Opernloge, beim Rennen, bei bestimmten Veranstaltungen! Sie müssen in einen Klub eintreten! Es gibt da ein paar, wo man gute Leute trifft. Es ist wichtig, daß man sich unter guten Leuten bewegt, unter den besten, den allerbesten, dadurch schaffen Sie sich Beziehungen. Sie können jetzt auftreten, Sie sind jemand, ich werde Sie einführen und Ihre Aufnahme beantragen.“

„Sie sorgen ja wie ein Vater für mich!“ dankte Freese mit scheinheiligem Gesicht.

„Weil ich einen Narren an Ihnen gefressen habe und weil ich will, daß Sie vorwärts kommen. Sie sind bereits daran, man muß Sie nur ein bißchen vorwärts stoßen. Also halten Sie sich bereit!“

„Ich bin bereit —“, antwortete Freese zweideutig.

„Und jetzt fahren Sie mal nach Hause und erzählen Sie Ihrer schönen Frau, was Sie für famose Ausichten haben, damit sie sich auch freuen kann! Hier ist ein Blumenladen, Sie werden ihr ein paar Rosen kaufen, man muß galant sein, auch als Chemann. Kommen Sie nur! Ein Duzend Rosen für den Herrn! Ja, Fräulein, von den gelben Marechal Niel dort. Sie werden sehen, was das für einen Eindruck macht.“

Belzeff sprang in seinen Wagen und winkte Freese zu, der — mit seinem Blumenstrauß in der Hand — ihm beiläufig und etwas hilflos nachblickte.

Freese dachte natürlich nicht daran, die Rosen tatsächlich Sylvia zu bringen. Das hätte noch gefehlt: Poje des schmachthenden Ritters! Und die Absicht Belzeffs, ihn in die Öffentlichkeit zu zerrn — ihm graute davor. Wie malte sich in solchen Köpfen die Welt! Man mußte knallig auftreten, um Beziehungen anzuknüpfen, die dazu dienten, neues Geld zu raffen, das wiederum bezweckte, sich noch großartiger in Szene zu setzen und so fort, eine Kette ohne Ende, in der der Sinn des Daseins liegen sollte.

„Guten Tag, Herr Studering! Es freut mich, Sie wieder zu treffen.“

Freese sah überrascht auf: vor ihm stand ein schwächlicher junger Mensch mit Hornbrille und lächelnde verbindlich. Das Gesicht kam ihm bekannt vor, ohne daß er im Augenblick wußte, wohin er es hätte tun sollen. „Verzeihen Sie, aber ich weiß nicht . . .“

„Redakteur Tezloff! Erinnern Sie sich nicht? Ich hatte das Vergnügen, Sie vor einiger Zeit aufzusuchen, in der Mühlstraße noch . . .“

„Ach ja, richtig, jetzt erkenne ich Sie!“ Diese Begegnung hatte ihm gerade noch gefehlt!

„Störe ich? Sie warten auf jemanden? Nein? Wie geht es Ihnen, Herr Studering? Soweit ich sehe, gut. Habe ich jeinerzeit zuviel versprochen? Nicht wahr, nein? Ihre Bilder sind inzwischen bekannt geworden — sehen Sie, was aus einer Zeitungsmeldung alles entstehen kann. Nun, mich freut es! Und Ihre interessante Erbschaftsgeschichte, hat sie inzwischen Fortschritte gemacht?“

„Die schwebt noch!“ erwiderte Freese kurz. „Aber Sie haben recht, Ihre Veröffentlichung hat ungeahnten Erfolg gehabt. Ich hätte es nie für möglich gehalten.“

Tezloff lachte: „Ich, ehrlich gesagt, auch nicht! Wenn Sie nichts dagegen haben, begleite ich Sie ein Stückchen, Herr Studering. Augenblicklich habe ich Zeit. Nur nicht allzu weit fort, wenn ich bitten darf, denn ich habe da mein Fuhrwerk stehen.“

Tezloff wies auf ein Gebilde, das man bei einigem guten Willen für ein Kleinauto halten konnte. Es sah aus wie eine schlecht angestrichene Blechklappe auf Rädern. „Nicht gerade elegant!“ meinte er, den Blick Freeses ansingend. „Doch das Ding fährt und die Hauptsache: ich komme damit vom Fleck. Ich erledige alle meine Wege damit. Aber um darauf zurückzukommen, es ist komisch, man tappt da manchmal in eine Geschichte hinein und weiß gar nicht, wie sie sich hernach auswächst. Wie beispielsweise bei Ihrem Fall! Ich habe damals den Tip von dem Reviervorsteher Frohße bekommen, ich stehe mit ihm ganz gut, gelegentlich gibt er mir so einen Wink, oft ist auch gar nichts dahinter, aber hier und da doch etwas. Jetzt ist sogar wieder so eine Sache im Gange, er hätte eigentlich den Mund darüber halten sollen. Na, er machte eben doch ein paar Andeutungen und so konnte ich ein bißchen recherchieren. Eine Falschmünzer-affäre!“

„Ach, so etwas gibt es noch?“ sagte Freese zerstreut.

„Mehr denn je! Die Banknotenfäbrication ist ein reger Gewerbebezug, nur sind die meisten richtige Stümper. Stellen Dinger her, die jeder Schuljunge als Falschgeld erkennen muß. In dem Fall, den ich jetzt verfolge, ist die Sache allerdings anders: Die Scheine sind tadellos, sage ich Ihnen! Nicht zu unterscheiden! Da muß ein geschickter Bursche dahinterstecken. Man war ihm schon auf der Fährte, wollte ihn schnappen, doch er hatte wohl Wind bekommen und ist ausgekniffen. Jemandem in Stettin oder sonst da wo spielte das. Nur seine Papiere hatte der Junge zurückgelassen, auf den Namen Freese . . .“

„Auf welchen Namen?“ fragte Freese aufgestört.

„Unnützlich redete Tezloff weiter. „Warten Sie einmal, ich habe es mir aufgegeschrieben. Will mal nachsehen: Ja, Freese, Diplomarchitekt! Unglaublich, richtig! ein Architekt, der Banknoten fälscht! Toll eigentlich! Man sollte doch meinen, ein akademisch gebildeter Mensch hätte entsprechende moralische Hemmungen.“

„Das sollte man unbedingt annehmen!“ sagte Freese und schluckte ein paarmal. Die peinliche Überraschung war ihm eilig in die Knochen gefahren. Wozu erzählte ihm Tezloff diese Geschichte? War er ein Spürhund, der Witterung hatte und ihn aufs Glatteis führen wollte?

„Wirklich allerhand!“ sagte Freese und bemühte sich, einen gleichgültigen Ton beizubehalten. Falschmünzer Freese! Wundervoll war das ja! Braute sich da etwas zusammen? „Das heißt, wenn der Betreffende — Freese, sagten Sie? — wirklich der ist, für den er sich ausgegeben hat.“

„Wie meinen Sie das?“ fragte Tezloff interessiert.

„Ich meine: wenn tatsächlich sein richtiger Paß gefunden wurde.“

„Paß? Woher wissen Sie, daß es ein Paß war? Es kann natürlich auch ein Paß gewesen sein, ich weiß da nichts Genaueres. Na, das ist ja nicht so wichtig. Und Sie

denken, daß es gar nicht sein eigener gewesen sein könnte? Wie kommen Sie darauf?" fragte der junge Journalist interessiert.

"Weil er ihn sonst wohl mitgenommen hätte."

"Und Sie glauben, er hatte ihn zurückgelassen, um die Polizei irre zu führen? Nein, nein, so raffiniert war der Herr wieder nicht!" widersprach Lehlaff lachend. "Dafür gibt es einige Hinweise. Er ist als Fälscher in technischer Hinsicht zwar hervorragend, aber bei dem Versuch, das Geld zu vertreiben, soll er sich ziemlich dämlich angestellt haben. Sonst wäre man auch nicht so schnell auf seine Schliche gekommen. Es geht überhaupt bei all diesen Affären meistens gar nicht so kompliziert zu, wie man allgemein glaubt. Die Leute haben viel zu wenig Phantasie, verlassen Sie sich darauf! Deshalb werden sie ja auch alle früher oder später gefaßt und gewöhnlich früher. Wahrscheinlich steckt der Kerl jetzt in Berlin."

(Fortsetzung folgt.)

Krieg in Lerchstadt.

Skizze von Paulrichard Hensel.

Als nach der kleinen Feier anläßlich der Eröffnung der neuen Bahnstrecke die Behörden und Abgeordneten wieder abgefahren waren, blieben die Würdenträger des Städtchens noch lange in der behaglichen Weinstube des "Löwen" beisammen. Merkel, der alte Apotheker, der meist still hinter seinem Schoppen der Unterhaltung zuhörte, paffte nachdenklich dicke Tabakswolken über den Tisch.

"Wenn man es recht bedenkt", sagte er, "sind wir auf ungewöhnliche Art zu unserer Bahn gekommen. Wie war es früher? Man hätte überlegt, gefeilscht, der eine oder andere hätte seinen Gewinn dabei gesucht, und am Ende wäre doch nichts daraus geworden. Jetzt heißt es, vor allen Dingen Arbeit schaffen, und hinterher wird uns erst bewußt, was für ein Segen daraus entsteht. Als ich noch ein Schuljunge war — ja, meine Herren, ich will Sie nicht langweilen, aber die Geschichte fällt mir jetzt ein — habe ich so etwas Ähnliches erlebt. Es sah damals noch anders hier aus. Es herrschte eine kriegerische Stimmung, und natürlich trugen wir Schüler daran die Schuld. Das heißt, der wirklich Schuldige war eigentlich der Obermüller, und die Sache verhielt sich so:

Wenn es dem Müller in Oberlerchstadt gefiel, hielt er das Wasser in seinem Stausee zurück, und der Müller in Unterlerchstadt hatte das Nachsehen. Obwohl es sich nun eigentlich um eine Angelegenheit zwischen den beiden Männern handelte, kümmerten wir uns sehr darum, zumal der Obermüller ein Zugezogener war und seine Jungen nicht zu unseren besten Freunden zählten. Der Streit zwischen uns Schülern fing wohl damit an, daß der Obermüller ein paarmal morgens die Schützen seines Wehrs herausgezogen fand, so daß das Wasser abgelaufen war — das hatten wir von der Unterstadt besorgt — und daß es eines Nachts eine regelrechte Schlacht gab, weil die Müllerjungen und ihr Anhang uns aufgelauret hatten. Von diesem Tage an gab es zwei regelrechte Parteien, die sich bei jeder Gelegenheit befehdeten. Aber wir hatten das gute Recht auf unserer Seite und daher auch den meisten Zuspruch, vielleicht auch die stärkere Faust. Und je hinterlistiger und gemeiner sich die "Oberen" benahmen, umso mehr interessierten sich allmählich auch die Erwachsenen für unseren ehrlichen Kampf. Denn in Wirklichkeit kam jetzt nur zum Ausbruch, was schon lange garte: der Gegensatz zwischen den aus dem Bauern- und Handwerkerstand kommenden Bewohnern der unteren Stadt und den Emporkömmlingen, Händlern und den verschiedenen Zugezogenen der oberen Stadt.

Was wir Jungen begonnen hatten, wurde zur Sache der Großen. In der Schule gab es keine Freistellen mehr für Oberlerchstädter; bei der Besprechung von Ausflügen wurden sie einfach übersehen; was es auch galt — sie zählten einfach nicht mehr mit. Es war auch hier aus den Plankeleien unverföhnliche Feindschaft geworden.

Man könnte nun glauben, wir wären zufrieden gewesen, daß man sich mit diesem Zustand abgefunden hatte. Wir blieben unbefelligt, es hatte sich vieles im Städtchen

gebessert, aber etwas fehlte doch. Und wenn es nur dies war, daß man draußen nicht ehrlich sagen konnte: "Wir Lerchstädter —", weil man damit nicht alle umfaßte. Aber ein größerer Wille schuf bald Klarheit.

Wir hatten im vergangenen Jahre schlimme Erfahrungen mit dem Hochwasser gemacht. Wenn die Regenfälle im Herbst und Frühjahr gewaltige Wassermassen aus den Bergen in unser Flußbett drängten, sah es böse für uns aus. Alles war gefährdet, die Mühlen, die Brücken, die Häuser in der Niederung. Geld hatte die Gemeindefasse nie, um vorsorgliche Arbeit leisten zu können. Jetzt war die Gefahr wieder einmal da.

In der Schule hatten wir davon gehört, daß es zweckmäßig sei, an den Mühlen vorbei Umgehungsgräben zu ziehen und an einigen Stellen Wälle zu errichten. Ohne weiteres meldeten wir uns zur Arbeit und verlangten eine sachmännliche Oberleitung. Wie immer steckte unser Beispielspiel an. Wer irgendwie seine Arbeit liegen lassen konnte, mußte mit heran; es wurden Schichten gebildet, und ich darf wohl sagen, daß wir Jungen es ebenso ernst nahmen wie die Älteren. Es war wohl aufgefallen, daß beim Verteilen der Arbeitsgeräte die Oberlerchstädter auch antraten, aber unser Lehrer wies uns ruhig zurecht: "Wenn sie mitarbeiten wollen, dürfen wir es ihnen nicht verwehren. Unsere Arbeit gilt ja auch für sie. Und daß keiner von euch Streit anfängt!"

Nein, danach stand uns nicht mehr der Sinn. Die Arbeit war schwer, und wir mußten die Zähne zusammenbeißen. Ein Wunder, daß wir, durchnäßt und erhibt, gesund aus dieser Zeit heraus kamen. Wenn wir fieberten, war es nur vor Aufregung und Spannung, ob wir wirklich etwas mit unserem Vorhaben erreichten. Und wir schafften es.

Was damals begonnen wurde, erfuhr in jedem Jahre eine Verbesserung. Und was nun aus dem damaligen Städtchen geworden ist, können am besten die beurteilen, die jene Zeit miterlebt haben. Weil eine fremde Gefahr uns alle gleichmäßig bedrohte, schlossen wir uns zur gemeinsamen Abwehr zusammen. Und wir gewannen daraus die Einigkeit, nach der wir im Grunde alle verlangt hatten und mit der wir weiter bauen konnten.

Wie wir ja auch heute daran denken müssen, daß nicht der ursprüngliche Wunsch nach der Bequemlichkeit einer Bahnverbindung die Hauptsache ist, sondern daß unter viele Dächer wieder Frieden und Lebensfreude eingekkehrt ist, wo vor einem Jahr noch Hunger herrschte", schloß der Apotheker.

Abchluß einer Wasserschau.

Skizze von Albert Kreiß.

Der junge Landrat mit den fröhlichen Augen sprach von der Wasserschau, die er im Herbst selbst mitgemacht hatte. "Ich wurde zu einer Handlung gedrängt, die ich mit klarem Bewußtsein niemals begangen hätte", sagte er. Ich blinnte ihn erschrocken an.

"Ich fühlte mich verantwortlich und handelte doch ohne bestimmten Vorfab", fuhr er fort. "Es begann in dem alten, grauen Boot des Gemeindevorstehers, als wir die Ufer des Flusses, der oft auch im Sommer plötzlich mit Hochwasser wütet, um dann wieder friedlich wie ein harmloser Bach dahinzuträumen, besichtigten und alle die vorliegenden Fälle wasserpoltzeilicher Unordnung notierten. Bemooftete Baumruinen, riesige Pappeln wölben da über dem Strom wahre Kuppelgänge mit wunderbaren Schattenspielen. Es ist herrlich da für Maler, und einer hat sich auch am Ufer angesiedelt. Ich habe sein Eigentum gesehen, seinen Garten mit Niesennaissträuben und sonderbaren Vogelscheuchen, Bildern, Aquarellen nämlich, die er ruhig im Regen verkommen läßt. Übrigens sind seine Verhältnisse in Ordnung. Hauptberuflich ist er eigentlich Fischer. Während unserer Wasserschau dachte ich nun gar nicht an ihn. Ich sah den Forellen nach und den Blättern, die von den Bäumen still

und rasch, oft komisch sich drehend, in den Fluß stürzten, als hinter einer Krümmung des Wasserlaufes eine rötliche Sandbank im Sonnenschein auftauchte. Ein Mädchen stand da. Wie sah ich ein glücklicheres Gesicht.

Der Gemeindevorsteher versicherte mir, daß es das Mädchen, Rötters Anna, nicht gut zu Hause habe. Es sei ein Fall, der dringend der Abhilfe bedürfe; er, der Gemeindevorsteher, gäbe viel darum, wenn er dafür sorgen könnte. Nun, ich nahm mir etwas durchaus Unbestimmtes nach der Richtung hin vor, behauptete lech, daß sich schon schnell genug etwas finden würde, und hatte die Sache bereits vergessen, als wir am Abend im Hause des Gemeindevorstehers zum Abschluß unserer Wasserschau bei den Alten saßen und plötzlich einen Geschrei vernahmen.

Wie vergesse ich diesen Schrei. Draußen im Mondschein bei der Gartenhecke stand der erwähnte Maler mit dem Esel, auf dem Rötters Anna mit Stricken festgebunden war. Das Mädchen war ohnmächtig. Wir stürzten hinaus. Der Gemeindevorsteher schickte brummend einen Knecht in das Dorf.

Der Maler erzählte nun, was geschehen war. Das Mädchen hatte Muscheln gesammelt. Dann wollte es Weidengerten schneiden und mußte über die Bullenweide. Die ganze Herde kam angeprescht. Der schwarze Bulle nahm das Mädchen sofort an. Ehe er aber zu einem zweiten Stoß ausholen konnte, hatte ihn der Maler mit der Hechtangel, dem Blixter, erwischt. Von hinten warf er dem Tier den dreifachen Haken in das Fleisch. Wie der Blix fuhr der Bulle herum, brüllte schrecklich, sauste mit einigen Metern kostbarer Angelschnur ab und rannte blindlings die Bäume an. Der Maler hob das Mädchen auf, das nur einen Arm gebrochen hatte.

Nun, der Arzt kam, renkte den Arm ein und brachte das Mädchen wieder zu sich. Ich sah den Maler an. Ich tat es besonders eindringlich, aber ohne einen bestimmten Gedanken, muß ich hier noch einmal besonders betonen. Ich fühlte nur deutlich eine Aufgabe. Besse sagte ich dem Maler ins Ohr, daß dem Mädchen wohl zu Hause eine freundliche Aufnahme nicht bevorstehe.

„Nicht? Meinen Sie das?“ fragte der Maler. — „Sie kennen doch die ganze Sache“, sagte ich weiter. Der Maler stand auf und wanderte um den Tisch. Der Gemeindevorsteher füllte Gläser mit Korn und bemerkte, daß der Vater des Mädchens ja auch gleich komme. — „Ja, aber bis dahin muß es beschlossen sein!“ brüllte ich den Maler unversehens und, wie gesagt, ohne irgendeine klare Erwägung an. Ich ließ ihn nicht aus den Augen. Er trank versonnen seinen Korn. „Wie? Wo Sie meinen?“ fragte er schließlich.

„Ja! Ich meine, und wir alle meinen, daß...“ schrie ich, vollendete meinen Satz nicht und dachte nur ganz unklar.

Ich war sicherlich lauter, als es nötig gewesen wäre. Ich hatte noch nicht gesagt und sagen können, was ich meinte. Um so erstaunlicher war, was wir dann erlebten. Der Maler sagte, er habe ja das Mädchen noch gar nicht gefragt! Dann verschwand er in dem anstoßenden Zimmer, wo Rötters Anna, vom Arzt verbunden, ruhte.

Wir blickten uns schweigend an und tranken einen Korn nach dem anderen. Ich schämte mich meiner Heftigkeit. In dieser Pause kam der arme, von Sorgen gequälte Mann, des Mädchens Vater, herein.

Sofort stürzte der Maler aus dem Zimmer hinzu und rüttelte den Mann an den Armen. „Ich heirate Ihre Tochter“, rief er.

„Aber erst, wenn der Arm geheilt ist!“ rief der Arzt.

„Das wäre! Sehen Sie sich, Herr Rötter!“ murmelte der Gemeindevorsteher. Er schmunzelte. Draußen schrie wieder der Esel.

Unsere Wasserschau war auf diese Weise also beendet. Wir schlossen die Alten. Die Hausfrau brachte eine große bauchige Flasche, die das Getränk enthielt, das bescheiden Korn genannt wird, aber mehr bedeutet, als man ohne nähere Kenntnis vermutet. Was blieb mir zu tun übrig, als das glückliche Mädchen hereingeführt wurde?

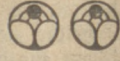
Ich tat so, als hätte ich von vornherein alles beabsichtigt. Ich fragte den Gemeindevorsteher, was er nun herzugeben

gedächte, da dem Fall, der ihm immer am Herzen gelegen hatte, abgeholfen sei. Nun, er hat zur Aussteuer allerlei hergegeben, der gute Gemeindevorsteher.

Ich weiß, daß ich, ohne es mit der Bestimmtheit zu wollen, etwas Glückliches erwirkt habe“, schloß der junge Landrat lächelnd seine Erzählung und blickte versonnen zum Fenster hinaus.



Bunte Chronik



Ein Zug fährt 800 Kilometer ohne Wasseraufnahme.

Während bei uns zu Lande eine Lokomotive keinerlei Schwierigkeiten hat, überall das benötigte Wasser zu finden, ist es vor allem in überseeischen Ländern mit weiten trockenen Gebieten damit häufig schlecht bestellt. Die sich hieraus ergebenden, auf den ersten Blick unüberwindlich scheinenden Schwierigkeiten sind erst in jüngster Zeit von einer deutschen Firma beseitigt worden. Bei den von dieser nach Argentinien gelieferten Maschinen erfolgt die Kondensation des durch die Zylinder gegangenen Dampfes nämlich bei gewöhnlichem Druck, wodurch man den ganzen Kondensator im Tender unterbringen konnte. Die zu seiner Kühlung dienenden Ventilatoren werden durch den verbrauchten Dampf selbst getrieben. Dieser geht zunächst durch einen Dabscheider und alsdann in den Kondensator. Das dabei entstehende Heizwasser pumpt man in den Kessel zurück. Die nach diesem System gebauten Maschinen haben sich vollauf bewährt, obwohl sie drüben unter besonders ungünstigen Umständen zu arbeiten hatten. Steigt die Lufttemperatur doch unter Umständen auf 55 Grad Celsius in der Sonne und darüber. Gleichwohl hat eine solche Lokomotive mit einem Zuge von 1100 bis 1400 Tonnen Gewicht hinter sich bei einer Temperatur von 54 Grad die nahezu 800 Kilometer lange Strecke Santa Fe-Zucuman zurückgelegt, ohne unterwegs auch nur einmal Wasser zu nehmen. Die Maschinen werden als hervorragendes Zeugnis deutscher Maschinenbaukunst in Argentinien viel bewundert. Ihr Erfolg ist um so mehr zu begrüßen, als er in scharfem Wettbewerb mit fremden Maschinenbauanstalten, vornehmlich englischen und amerikanischen, errungen wurde. Argentinien hat zwar auch einen eigenen Lokomotivenbau ins Leben gerufen, der indes zu erstklassigen Leistungen noch nicht fähig ist.

Falschmünzerei, die sich nicht bezahlt macht.

Ein Bericht in Lyon sprach kürzlich fünf der Falschmünzerei Angeklagte frei, nicht, weil sich ihre Unschuld herausgestellt hätte, sondern weil ihr Anführer ein ungewöhnlich schlechter — Geschäftsmann wäre. Die Bande hatte falsche Zwei-Frankenstücke angefertigt und in den Verkehr gebracht. Nun war der Leiter vielleicht sehr tüchtig als Metallgießer und Graveur, aber zu rechnen verstand er offenbar nicht besser als der jüngste M-B-G-Schübe. Sonst hätte es ihm doch nicht entgehen können, daß die Herstellungskosten der Münzen, die er durch seine Leute für zwei Franken an den Mann brachte, sich auf zweieinhalb Franken das Stück stellten, so daß er bei jedem Geldstück einen halben Franken zusetzte. Der Richter schien die geschäftliche Unzulänglichkeit des Angeklagten als so mildernden Umstand anzusehen, daß er die ganze Gesellschaft frei sprach. Ein Urteil, über das man bet uns den Kopf schütteln wird. Denn Falschmünzerei bleibt, auch wenn man dabei zusetzt, immer doch Falschmünzerei.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Pöple; gedruckt und herausgegeben von H. Dittmann & Co. v. in Bromberg.